

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 164. Bromberg, den 19. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(36. Fortsetzung.)

„Spekuliert? Dein Vater?" Adelheid lachte. „Ganz ausgeschlossen. Nein, eher stürzt der Himmel ein."

„Ja, dann weiß ich nicht, was es ist."

Er sah so still vor sich hin, ihr wurde das Herz groß.

„Junge — nimm es nicht übel, daß ich noch immer so sag', es kommt ja nur, weil du mir so lieb bist — also hör' mal, wenn dir nun einer hunderttausend geben würde, nicht auf hohe Zinsen, sondern ganz frei als Betriebskapital, würde dir das mal ein bißchen reine Bahn schaffen."

Da lachte auch Paul. „Wo dieser jemand wohl zu finden wäre, Großmama! Den fände der selige Diogenes mit der größten Laterne nicht. Nein, ich muß eben langsam weiterkrepeln. Schritt für Schritt, Schritt für Schritt."

„Wart' mal einen Augenblick."

Sie ging aus dem Zimmer, und als sie wiederkam, trug sie einen Kasten, der sah aus wie indische Arbeit, hatte eingelegte Halbedelsteine in vergoldetem Deckel, und Paul hatte ihn noch nie gesehen.

„Dein Großvater", sagte sie, „hatte eine Liebe für schöne Steine, und eine noch größere für Perlen. Er hat mir im Laufe unserer Ehe viele Schmucksachen geschenkt, die meisten erst drüben auf Java. Da hatte er immer die eine Furcht, es könnten für mich einmal sorgenvolle Tage kommen, und die Kostbarkeiten, die in diesem Kasten sind, sollten mir in solchen Tagen helfen. Er hatte es auch gern, wenn ich die Sachen trug. Dort drüben fällt das nicht so auf, die Malaien besonders sind es gewöhnt, ihre Fürsten in glänzender Pracht zu sehen, die achten den Europäer um so höher, je kostbarer sein Auftreten ist. Daher habe ich dort diese Kette viel getragen."

Sie entnahm dem Kasten eine Perlenkette, die — um den Hals gelegt — bis zum Gürtel niederhing. Ein indisches Amulett in stilisierter Tierform mit flimmernden Edelsteinaugen hing daran.

„Nach dem Tode deines Großvaters trug ich nie etwas davon wieder. Es hätte schlecht zu meiner Witwenkleidung gepaßt. Aber manches Mal fragte ich mich, wie ich über diese Schätze verfügen sollte. Meiner selbst wegen hätte ich nichts davon verkauft, ich habe, was ich brauche. Mehr will ich nicht. Deine Schwestern sind in guten Verhältnissen. Zum Tragen für so junge Frauen sind die Schmuckstücke zu auffallend. Also — nimm sie. Mache sie zu Geld — bau damit das Haus auf, das dir seit Jahren in Gedanken steht."

„Ich — die Schmucksachen — v—verkaufen? Die Großvater dir schenkte? Das tue ich nicht."

„Das tust du! Sonst muß ich es selber tun, und eine Frau wird bei solchem Handel immer übervorteilt. Paul, nimm doch Vernunft an. Was war der Wunsch deines Großvaters immer und immer? Daß einmal einer aus seinem Blut das erreichen sollte, was er selber nicht erreichte. Was ihm immer wieder unter den Händen zerbrach. Dies hier ist sein Vermächtnis für dich. Nun zeige, daß du es zu nutzen weißt. Ich will es noch erleben, daß alles Wahrheit geworden ist, was wir zwei hier so manches Mal planten und hofften."

„Das ist zu viel. Diese Kette —"

Adelheid nahm kleine Kästchen heraus, ließ die Federn springen, stellte Nadeln und Ringe vor ihn, lächelte über seine immer größer werdenden Augen, legte ihm endlich die Hand auf die Schulter und sagte aus Herzensgrund:

„Du, der letzte Heinecken, du sollst dem alten Namen neuen Glanz geben. Bald bist du dreißig Jahre, ich stehe vor den siebzig — Paul, ich will noch durch deine Ausstellung gehen. Und ich will auch noch einmal deinen Sohn über die Taufe halten und wissen, der führt weiter, was sein Vater ersonnen und begonnen."

„Großmutter — da wirst du umsonst warten müssen."

„Dummes Zeug. Auch für dich kommt die Stunde, wo das Leben einmal ein lachendes Gesicht zeigt. Wenn du nur nicht wie ein blinder Hesse an allen netten Hamburgerinnen vorbeilaufen wolltest —"

Da begann Paul ein anderes Gespräch.

*

Das Leben zeigte ihm in den nächsten Tagen nichts weniger als ein lachendes Gesicht. Ganz erfüllt von dem großen Glück, zu dem ihm die Liebe der Großmutter geholfen, kam er heim.

Dora erwartete ihn in seinem Zimmer.

„Nun — was ist denn los?"

„Paul — ich muß mal allein mit dir reden. Ich weiß nicht mehr, was da mit Papa ist."

„Wieso?"

„Diese ewigen Geldgeschichten."

„Hat er wieder neue Sorgen? Ich glaube, er redet sich da in Dinge hinein, die gar nicht sind."

„Ja, Paul, das glaube ich auch. Aber wie nennst du das, wenn Menschen sich so in Dinge verrennen, die nicht sind?"

„Dora — ich versteh' dich wohl nicht."

„Doch. Du hast mich ganz gut verstanden. Was ist das? — Ich wollte dir damit nicht kommen, solange ich dachte, ich bildete mir selber was ein. Aber es geht nicht länger. Ich bin heute morgen bei Dr. Hansen gewesen, der ihn im letzten Jahr behandelte, als er so an Kopfschmerzen litt. Ich hab' offen mit ihm gesprochen. — Ja, ich war vorher bei Onkel Soltau gewesen, der meinte auch, es sei ganz ausgeschlossen, daß Papa sich wirklich in irgendeiner Notlage befände. Das wäre ja zum Lachen. — Aber wenn er doch ganz ohne Sorge leben kann — Onkel Soltau sagt, wir wären nicht nur wohlhabend, wir wären reich — sage mal, warum will er sich dann nicht einmal mehr sattessen —"

„Was?"

„Ja, du hast es doch auch merken müssen, daß er mittags so wenig ißt."

„Er war ja nie ein starker Esser. Und er sagt ja, er hat leicht Magenschmerzen —"

„Aber bisher aß er doch früh zum Kaffee immer ein Ei, und zum Frühstück machte ich ihm ein bißchen was Warmes,

etwas vom Tage vorher oder eine Tasse Bouillon. Heute morgen verweigerte er plötzlich das Ei, und als ich ihm zuredete, wurde er furchtbar heftig, schrie, wir wollten ihn ganz in Not bringen mit unserer Verschwendung, er wüßte nicht mehr, wie er die Wirtschaft aufrecht erhalten sollte. — Er war so aufgeregt, wie ich ihn im ganzen Leben noch nicht gesehen habe. Ich habe mich furchtbar erschrocken. Nachher ging er in den Garten und begoß seine Blumen und war wie immer. Aber ich ging doch zum Arzt."

„Was sagte der?"

„Ach, Paul — ich hoffte, er würde mich auslachen. Aber er lachte gar nicht. Er sagte, die Kopfschmerzen, die immer wiederkämen, gefielen ihm schon lange nicht. Papa litte an Aderverkalkung. Das käme bei allen alten Leuten, und es hätte meist nicht viel zu sagen. — Ob denn Papa irgend etwas im Leben erlebt hätte, was ihn jetzt in der Erinnerung vielleicht auf solche Gedanken bringen könnte?"

„Großvaters Zusammenbruch. —"

„Glaubst du das? Das ist doch so lange her. Ich weiß eigentlich gar nicht mehr viel davon."

„Ich auch nicht, aber Onkel Soltau sprach kürzlich mit mir darüber. Damals wäre Papa schwer erkrankt, und der Alte wäre er nie wieder gewesen."

„Und das soll jetzt noch auf ihn wirken können?"

„Wenn der Arzt es meint."

„Aber was sollen wir dabei tun?"

„Ja, Dora, wenn Doktor Hansen dir keine Verhaltungsmaßregeln gegeben hat, ich weiß es doch nicht."

„Er sagte, wir müßten alles vermeiden, was ihn auf diese Gedanken bringen kann. Ich will das ja auch gern, aber was man tut, alles dreht er so, daß es irgendwie auf Geldfragen hinausläuft."

„Du darfst ihn gar nicht mehr um Wirtschaftsgeld bitten. Ich kann dir jetzt geben, was wir brauchen. Das wenigstens können wir vermeiden."

„Und red nicht mit ihm von deinem Geschäft. Heute fragte er mich, ob du auch Schulden hättest. Diese Reklameanzeigen, die du in überseeischen Blättern erscheinen ließest, die müßten Unsummen kosten. Er könne nicht dafür haften."

Paul seufzte. Er war den Vater nie um größere Summen angegangen, er war sich bewußt gewesen, daß der seine ganzen Geschäftsideen für Unsinn ansah, trotzdem also quälte sich der alte Herr mit solchen Sorgen.

„Wo ist er jetzt, Dora?"

„Er trägt Blumen zum Friedhof. Ich denke, wir können zu Abend essen, sobald er kommt."

Paul fand im Wesen des Vaters nichts Wunderlicheres an diesem Tage wie an allen vergangenen. Er mühte sich, mit der Schwester ein harmloses Gespräch in Gang zu halten, und der alte Herr nahm teil.

„Heute sprach ich übrigens Peemöller", sagte er selbst dazwischen. „Den jungen Peemöller. Er war auf dem Kirchhof, ließ seinem Vater da ein schmiedeeisernes Gitter setzen. Das muß ihm einen tüchtigen Schilling kosten. Da kamen wir ins Gespräch. — Kürzlich hat er Fritz und Elsie in Dresden getroffen. Er meinte, mit der Ehe wäre auch nicht viel los. Fritz wäre ein so loser Vogel, wie er immer gewesen, und Elsie hätte da auch einen Verehrer gehabt, der ihr nicht von der Seite gegangen wäre. Das Ehepaar hätte sich Spitzen gesagt, und es wäre für ihn als Dritten nicht sehr angenehm gewesen."

Da es selten vorkam, daß der Vater so eingehend sprach, hörten seine Kinder schweigend zu. Dora dachte: „Wenn er das doch ließe. Für Paul ist es sicher gräßlich, so von Elsie sprechen zu hören", aber Paul konstatierte zu seiner eigenen Überraschung, daß ihn diese Worte berührten, als gälten sie ganz fremden Personen.

War alles von ihm abgefallen, was einmal Glück und Leid seiner ganzen Jugend gewesen? War er schon so alt? Oder wachte ein neues Jungsein in ihm auf?

Sie gingen früh zu Bett. Man sollte auch bei der Beleuchtung sparen. Es mochte Mitternacht sein, und Paul schlief fest und traumlos, da schlug Dora an seine Tür.

„Paul! Paul! Um Gottes willen, wach doch auf. Komm doch bloß herunter —"

Er fuhr in die Höhe.

Über der Stimme der Schwester schwebte noch ein anderer Lärm, wirr, fremd — ein Schreien, Lachen — es kam von unten her, wo der Vater sein Schlafzimmer hatte — er sprang aus dem Bett, notdürftig bekleidet rannte er hinunter.

Dora stand vor der Tür der Schlafstube, neben ihr beide Mädchen, alle drei ganz weiß vor Angst, und drinnen ein Lärm, als rängen Männer miteinander, jetzt Keuchen, dann Schurren, wie wenn Möbel geschoben würden — nun wildes Reden —

„Ich laß euch nicht. Ich laß euch nicht. An den Schrank kommt ihr nicht. Ihr sollt mir mein Geld nicht stehlen. Räuber, Hilfe!"

Paul warf sich gegen die geschlossene Tür, sie dröhnte von dem Stoß, aber weder Holz noch Schloß gaben nach. Da rannte er in den Keller, holte das Beil aus dem Kohlenraum, schmetterte es gegen die Türfüllung, wieder und immer wieder, während drinnen das Schreien wilder und wilder wurde, nun splitterte das Brett, ein Loch, groß genug, die Hand hindurchzustecken, brach auf, er griff hinein, faßte drinnen den Schlüssel, drehte ihn — die Tür flog nach innen auf — niemand war im Zimmer als der Vater. Der stand vor dem Geldschrank, den er in seine Schlafstube hatte bringen lassen, drückte sich gegen dessen Tür, starrte mit weitaufgerissenen Augen dem Sohn entgegen und schrie wieder: „Räuber, Räuber, Hilfe."

Dora lief zu ihm, wollte ihn beruhigen und umfassen — er stieß sie zurück, schlug nach Paul, begann plötzlich zu zittern, sank in sich zusammen, wimmerte wie ein krankes Kind und fragte angstvoll: „Sind sie weg? Sie waren da am Fenster, und da an der Tür und da —" Sein Kopf fiel schlaff zur Seite, er wurde besinnungslos —

Die Geschwister hoben ihn auf das Bett. Das eine Mädchen lief zum Arzt, das andere rannte und holte Habermanns.

Anna und ihr Mann waren noch auf gewesen und kamen sofort.

„Ich hab' es kommen sehen", sagte Habermann. „Er war zu sehr verändert in den letzten Monaten. Euch fiel das nicht so auf, weil ihr immer um ihn wart. Aber wenn man ihn eine Weile nicht gesehen hatte — der Blick war so unsicher geworden, und der Gang so matt —"

Dann erschien der Arzt, fand im Augenblick wenig zu tun, meinte aber, es würde nötig sein, einen Wärter anzunehmen.

„Ich lasse keinen fremden Menschen zu meinem Vater", sagte Dora energisch. „Das würde ihm schrecklich sein. Ich übernehme seine Pflege allein."

„So lange wie Sie es können", war die Antwort.

Paul Heinecken schlief die ganze übrige Nacht so fest, daß es dem Sohn, der bei ihm Wache hielt, zuletzt wie ein wüster Traum war, was sich am Abend ereignet. Und am andern Morgen wußte er nichts von seinen nächtlichen Phantasien, war sehr ärgerlich, daß man ihm zumutete, im Bett zu bleiben, spürte aber beim Aufstehen die häßlichen Kopfschmerzen, die ihm jetzt oft Not machten, und fügte sich

Dora hatte leicht gesagt: „Ich übernehme die Pflege allein." Es währte nur Tage, da kam ein Krankenwärter, und der hatte vollauf zu tun, wenn dem alten Herrn die Angstzustände kamen, wenn er glaubte, Einbrecher wollten ihm an seinen Geldschrank, oder seine eigenen Kinder wollten ihn zum Essen zwingen, um ihn zu vergiften.

Der Arzt riet zu einem Privatsanatorium. Damit traf er bei Dora und Paul auf gleichen Widerstand. Nein, das nicht. Das war wie eine Schande. Das tat man nicht.

Und während Paul den ganzen Tag arbeitete, und, wie er selber spürte, mit immer wachsendem Segen arbeitete, waren die Abende und Nächte für ihn eine Qual. Er mußte dem Krankenwärter zur Seite stehen, wenn die Anfälle kamen, er mußte wechselnd mit dem die Nächte wachen, und erst als größere Morphiumdosen in solchen Fällen Ruhe schufen, konnte er sich etwas besinnen. — — Sein Geschäft stieg in die Höhe.

„Ich habe nur tadellose Ware", sagte er den Kunden in seiner schlichten Art. „Ehe es mir nicht feste Überzeugung geworden, daß das, was ich anbiete, das beste dessen ist, was angeboten werden kann, eher nehme ich es gar nicht in meinem Vertrieb auf. Und sollte es doch einmal vorkommen — bisher war es nicht der Fall — daß eine Sendung nicht so ausfällt, wie sie soll — bitte, reklamieren Sie sofort. Wir werden alles ersetzen. Es ist mein größtes Bemühen, die Zufriedenheit meiner Geschäftsfreunde zu erwerben."

(Fortsetzung folgt.)

Das Rätsel um Violet Terry.

Ein geheimnisvoller Todesfall. Von der Hochzeitstafel entführt. — Das Skelett in den Pyrenäen.

Von Günther Erlenbeck.

Immer noch ist das Leben der beste Romandichter. Das, was es uns vor Augen führt, wird häufig an Spannung selbst von der Phantasie des einfallreichsten Dichters nicht erreicht, nur fehlt ihm oft der abrundende Schluß, und es bleiben Fragen ungeklärt, die wir mit allem Aufgebot von Geistesschärfe nicht zu lösen vermögen. Von zweien solcher Fälle sei hier berichtet.

Im Frühjahr 1884 heiratete Violet Terry, die schöne Tochter eines Arztes in einem kleinen Orte in Devonshire, ganz im Stillen einen unlängst aus Neuseeland zurückgekehrten Rechtsanwalt, mit dem sie schon des längeren heimlich verlobt gewesen war. Die Eltern hatten mit ihrer einzigen Tochter andere Pläne, daher erfolgte die Eheschließung ohne ihr Wissen und mit großer Schnelligkeit. Nach der Trauung brachte der Anwalt seine junge Frau wieder zu ihren Eltern, die gute Miene zum bösen Spiel machen mußten, und verabschiedete sich dann schon nach fünf Tagen von ihr, um zur Ordnung seiner Angelegenheiten nach Neuseeland zurückzukehren. Später wollte er seinen Wohnsitz dauernd in England aufschlagen.

Etwa acht Tage nach diesem Abschied machte Violet ihren gewohnten Abendspaziergang in einem nahen Park, in dessen Teich sie ihren Airedale-Terrier gewöhnlich schwimmen ließ. Nach einer halben Stunde kam der Hund allein zurück. Als seine Herrin auch am späten Abend nicht wieder zu Hause war, stellte man Nachforschungen an, die indes ohne Erfolg blieben.

Die alten Terrys waren überzeugt, daß ihre Tochter insgeheim mit ihrem Gatten verabredet habe, diesen nach Neuseeland zu begleiten. Diese an sich nahe liegende Annahme sollte indes schrecklich widerlegt werden, denn wenige Tage darauf wurde die Leiche der schönen Violet in dem erwähnten Teiche im Park gefunden, und zwar aufrecht stehend, mit dem Kopfe etwa einen halben Meter unter der Wasseroberfläche. Der Körper wies keinerlei Zeichen von Gewalt auf, auch am Teichufer war nichts Besonderes, wie Fußspuren oder dergleichen, zu finden. Es schien sich um einen Unglücksfall zu handeln.

Am Tage nach Auffindung der Leiche traf ein an die Verstorbene gerichteter Brief ein. Wie sich nach der Öffnung ergab, stammte er von ihrem Manne, war in Brindisi geschrieben, aber in Plymouth erst zur Post gegeben — wie der Absender erklärte, weil er das Schreiben mit einer Reihe anderer an einen Kollegen in Plymouth gesandt und dieser es weiterbefördert habe. Der Anwalt weilte danach zur Zeit des Todes seiner jungen Frau nicht in England; um so auffälliger schien es, daß er zwei Tage später in einem nur drei Kilometer entfernten Dorfe gesehen wurde. Die Polizei stellte alsbald Erhebungen an und nahm den Anwalt wie auch den Mann, bei dem er wohnte, wegen Verdachts des Mordes fest.

Es war ja auch in hohem Maße wahrscheinlich, daß der Verhaftete durch den Brief aus Brindisi sich ein Alibi hatte schaffen wollen, während der Hauswirt der Mittäterschaft verdächtig schien, zumal er zugab, der fragliche Brief sei in seinem Hause geschrieben und von ihm selbst in Plymouth zur Post gegeben worden. Indessen mußten beide bald wieder frei gelassen werden, da sie unwiderlegliche Beweise dafür beizubringen vermochten, daß sie am Tage des Todes der schönen Violet das Haus nicht verlassen hatten. Auch der geheimnisvolle Brief fand eine natürliche Erklärung. Der Anwalt war nämlich nicht sogleich abgereist, sondern hatte sich noch heimlich in der Nähe seiner jungen Frau aufgehalten, da er befürchtete, diese möchte in seiner Abwesenheit wegen der unerwünschten Ehe von ihren Eltern schlecht behandelt werden. Der Brief sollte allerdings den Eindruck erwecken, der Schreiber sei nach Neuseeland unterwegs. Als er dann von dem Unglück hörte, hatte er sein Verschwinden aufklären wollen, war aber, ehe er dazu kam, verhaftet worden. — Das Geheimnis um den Tod seiner jungen Frau ist heute noch nicht gelüftet.

Fast noch rätselvoller liegt der Fall von Georges Angoit, der im Januar 1867 zu Paris ein Fräulein Domadier heiratete. Im Anschluß an die Trauung begab sich das junge Paar mit den Hochzeitsgästen in ein nahe gelegenes Gasthaus zum Hochzeitsmahl. Es ging fröhlich dabei zu, und der neugebackene Ehemann war der Lustigste von allen. Plötzlich trat ein Kellner auf ihn zu: Unten sei jemand, der ihn zu sprechen wünsche. Mit einem Scherzwort und der Bemerkugn, er sei gleich wieder zurück, folgte Angoit dem Kellner.

Vor der Tür auf der Straße stand eine Droschke, mit deren Kutscher Angoit, wie mehrere Zeugen später übereinstimmend bekundeten, einige Worte wechselte, worauf er, obgleich er an dem kalten Wintertage ohne Hut und Mantel war, plötzlich den Schlag öffnete und einstieg. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, und die Droschke rasselte davon.

Als der junge Ehemann nach einiger Zeit nicht wieder an der Hochzeitstafel erschien, wunderte man sich zunächst über sein Ausbleiben, erkundigte sich dann und erfuhr zum allseitigen Erstaunen, daß er ohne weitere Erklärung davon gefahren sei. Man wartete noch zwei Stunden, dann verabschiedeten sich die Gäste; die junge Frau kehrte weinend ins Elternhaus zurück, um dort die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Die Polizei entfaltete alsbald die bekannte fieberhafte Tätigkeit, aber obwohl es ihr gelang, eine genaue Beschreibung des geheimnisvollen Kutschers zu erhalten, und das Bild des verschwundenen Angoit in allen Blättern veröffentlicht wurde, fand sich von ihm selbst keine Spur.

So vergingen 17 Jahre, ohne daß man etwas von dem Verschwundenen hörte. Da, im April 1884, schoß ein Jäger in der Nähe von Seo de Urgel in den spanischen Pyrenäen eine Gemse. Das Tier fiel in eine tiefe Felsenschlucht. Der Jäger stieg nach, kam nach vieler Mühe auf den Boden der Spalte und fand hier zu seinem Entsetzen das Gerippe eines Menschen. Einige Teile der Kleidung befanden sich noch daran, und in einer Tasche steckte ein Briefumschlag, gerichtet an Herrn Georges Angoit, Rue St. Martin, Paris. Der Fall erregte natürlich ungeheures Aufsehen. Die Ärzte, die das Skelett untersuchten, vertraten die Ansicht, der Tod sei vor rund einem Jahrzehnt eingetreten, doch dürften sie sich, was unter den Umständen nicht verwunderlich gewesen wäre, um einige Jahre geirrt haben. Es ist doch schwer anzunehmen, daß der Verstorbene einen Brief mit seiner alten Pariser Anschrift sieben Jahre lang in der Tasche mit sich herumgetragen haben soll. Im übrigen fand sich nicht der geringste Anhalt über das Geschick des Toten, und noch heute bleibt es ein Rätsel, warum Angoit sich von der eigenen Hochzeitstafel hat fortholen lassen und wie er von Paris in die Felsschlucht von Seo de Urgel gekommen ist.

Nacht am Fluß.

Von Ernst Kreuder.

Über dem nächtlichen Fluß glimmt die rötliche Sichel des Mondes trübe im Wolkendunst. Das schwarze, ziehende Wasser ist ohne Spiegel, nicht sichtbar, ein tiefer, dunkler Raum, eine rätselhafte, leere Schlucht. Wenn du von dem hohen, harten Ufergras eine Handvoll ausreißt und hinauswirfst, zerteilt es sich und schwimmt auf der schwarzen Schlucht, treibt es langsam fort und vorüber, zieht es der Fluß mit sich.

Du bist in dem sinkenden Abend durch einen kleinen Wald gegangen, erregt, weil du allein warst, unsicher, ängstlich, weil du schon nichts mehr deutlich sahst, weil schon alles dunkel verwischt war; vielleicht schautest du in die Höhe in dem schaurigen Gedanken, jemanden über dir zu erblicken, still, hängend, gestorben. Schauder rieselten dir kalt über die Haut. Aber du bliebst doch von außen her unangefochten. Du erschrakst und bliebst mit Herzklopfen stehen vor einer sitzenden weißen Gestalt am Wege und warst warm ermutigt und froh erleichtert, daß du einen Mann in Hemdsärmeln sahst, der ein Mädchen umschlungen hielt. Auf dem Felde war es dann ein wenig heller. Blühende Apfelbäume leuchteten herüber, und im Westen stand noch die Dämmerung am Himmel.

Nun wird die Mondsichel deutlicher. Du stehst am Fluß und erblickst im Schilf einen großen, schwarzen Nachen. Du steigst ein, stößt das Boot ab, kommst aus den Schilfschlingen

heraus und ruderst ruhig und gleichmäßig stromaufwärts in die Dunkelheit. Das Wasser riecht sumpfig; es ist noch warm, wenn du die Hand hineintauchst. Ein Wasservogel schreit vor dir quiekend auf, und am Ufer beginnen die Frösche zu lärmen. Am entfernteren Ufer aber tauchen jetzt Lichter auf, du siehst etwas Großartiges: Einen Eisenbahnzug, der durch einen Wald hindurchfährt und verschwindet. Er ist klein wie eine Kindereisenbahn, fern, lautlos, eine schmale, fahrende Reihe von vielen kleinen, gelben Lichtern, die den dunklen Wald leicht erhellen und nacheinander wieder ausgehen. Dann springen die ersten Lampen eines kleinen Dorfes ans Ufer, plötzlich flammt ein Leuchtturm von oben bis unten auf, ein chinesischer Tempel, von dessen Dach zahlreiche kleine Boote herab hängen, zwischen ihnen zwei riesengroße hölzerne Schwäne. Musik setzt ein — das Karussell beginnt sich zu drehen, die Lichter fahren im Wasser mit, Mädchenschreie dringen herüber, und du legst am Ufer an, um zuzusehen. —

Die Runde war zu Ende, das Karussell hielt, die Musik schwieg. Von einer dunklen Gartenwirtschaft am Fuße einer Kirche kam eine Stimme über das stille, schwarze Wasser. Sie sprach: „Meine Herrschaften, ich habe das Vergnügen, Sie in eine rätselhafte Welt einzuführen —" Aber im gleichen Augenblick setzte wieder mit weithin schallenden Tönen die Karussellmusik ein, der Leuchtturm drehte sich unterm Nachthimmel, die von weiß gekleideten Mädchen besetzten Schwäne legten sich mit aufgestellten Flügeln auf die Seite und stiegen nach außen höher. Hinter ihnen her kam die Schar der leeren Gondeln. Die Worte des Zauberkünstlers gingen verloren. An dem Portal einer Kirche vorüber flogen in Abständen zwei riesengroße weiße Schwäne in leichtbeschwingter Arroganz, und die hämmernde Musik spielte im Lichterglanz. Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb — —

Warst du eingeschlafen? Dein Nachen war abgetrieben und langsam zurückgeschwommen. Nun verfangen sich die Ruder im Schilf. Du bist wieder an der Stelle angelangt, wo du das Boot bestiegst. Wärest du überrascht, wenn dich nun jemand anspräche, im Ufergras sitzend, eine Pfeife rauchend, kaum sichtbar? Ein Fischer, ein Bauer oder ein Wanderer, der dich erwartet und der dir eine Geschichte erzählen wird, die beginnt: „Und eines Nachts brachte die Fähre einen seltsamen Mann ans Ufer, der wohl die ganze Welt gesehen hatte und nun seine Heimat nicht mehr fand." Und die schließt: „Da kam er eines Nachts an das Ufer eines Flusses zu einer Pappel, an deren Stamm ein Nachen angebunden war. Und der Mann stieg ein, löste das Tau und ruderte in die Nacht, ein fremdes Lied singend, schwermütig und verloren, voll Heimweh und einer tiefen, rätselhaften Wehmut."

Rund ums Reisen.

Gedanken von Kurt Miethke.

Reisen ist Alltag, eine Oktave höher gespielt.

*

Die großen Freunde des Reisens hassen das Reisen und lieben das Verweilen.

*

Hundert Seiten Reisebeschreibung sind weniger als die eine köstliche Sekunde der Abfahrt.

*

Geld auf Reisen ausgeben, heißt, es wertbeständig anlegen. Gesehenes, Erlebtes, Erreistes können weder von Motten noch vom Rost gefressen werden.

*

Reisen heißt, Treiben und Sichtreibenlassen im rechten Verhältnis zu mischen.

*

Wer eine Reise ohne Unannehmlichkeiten will, der bleibe daheim.

*

Die Welt wird kleiner, je mehr du sie bereist. Oder wird nur dein Horizont größer?

De Gogosbalme.

In ä Blumdobb reckt de Halme
Ane gleene Gogosbalme,
Un die denkt so vor sich hin:
Eechentlich hat's gar geen'n Sinn,
Daß ich draurich hier in Sachsen
Mich so schinde mit 'n Wachsen.
Streng' ich mich ooch noch so an,
Nisse wär'n ja doch nich dran.
Das gibbt 's Glima hier nich här.
Also wachs' ich ooch nich mähr. —
Druff, zu enden ihre Bein,
Ging — de — gleene — Balme — ein.

Lene Voigt.



Bunte Chronik



* **Siebenmal denselben Mann geheiratet.** Newyork kann sich rühmen, eine Frau zu beherbergen, die es zuwege gebracht hat, sich sechsmal von ein und demselben Manne scheiden zu lassen und ihn immer wieder von neuem zu heiraten. Frau Alwin Sickinger, so heißt die Dame, lernte im Jahre 1922 im Alter von achtzehn Jahren den 35jährigen Henry kennen und lieben und heiratete ihn auch vor dem Friedensrichter in Bayside. Im Januar 1923 ließ sie sich bereits von ihrem geliebten Henry scheiden, und zwar geschah das in Mexiko, wo es rascher geht. Die geschiedenen Gatten hatten aber das Pech, mit dem gleichen Zug nach Barpida zurückzufahren und als sie dort ankamen, hatten sie sich von neuem gefunden. Am 15. Februar 1924 heirateten sie zum zweitenmal. Im Sommer aber, in einem Seebad, kam es wieder zum Krach — und am 10. September waren die beiden wieder geschieden. So ging es lustig weiter. Am 1. Juni dieses Jahres erschienen sie wieder beim Friedensrichter, dem es aber zu bunt wurde. Er weigerte sich, die beiden zum siebentenmal zu trauen und erklärte, er hätte nichts dagegen einzuwenden, daß eine Frau auch zwanzig Männer hintereinander heirate, aber immer denselben — das sei einfach unmoralisch! Da ihn aber das Gesetz dazu verpflichtet, die Trauung vorzunehmen, wurde der Fall der vorgesetzten Behörde zur Entscheidung vorgelegt, die sich jetzt den Kopf darüber zu zerbrechen hat, ob es angeht, siebenmal denselben Mann zu heiraten.

*

* **Ein Tunnel zwischen USA. und Kanada.** In Kürze wird die Einweihung eines Tunnels unter dem die Vereinigten Staaten und Kanada trennenden Detroit-Flusse erfolgen. Das Werk verdient nicht nur in verkehrspolitischer, sondern auch in technischer Beziehung Beachtung. Das neue Verkehrsmittel soll die kanadische Stadt Windsor mit dem gegenüber liegenden Detroit verbinden, die Entfernung zwischen beiden Orten würde sich mittels Kraftwagen durch den Tunnel hindurch künftig in nur drei Minuten zurücklegen lassen. Stündlich werden 1000 Kraftwagen den Tunnel durchfahren können. Heute bereits passieren jährlich 17 Millionen Personen und anderthalb Millionen Fahrzeuge die Brücke über den Detroit-Fluß, die bequemere Verbindungsmöglichkeit dürfte diesen Verkehr ohne Zweifel noch bedeutend steigern, weshalb der Tunnel auch auf einen vielfach größeren Verkehr eingerichtet ist. Die zu erwartenden Vorteile lassen sich am besten daraus erkennen, daß, wie das Beispiel des Newyorker Hollandtunnels gezeigt hat, Kraftwagen eine derartige unterirdische Straße mit einer Schnelligkeit von 50 bis 65 Stundenkilometern passieren können, während die Geschwindigkeit auf einer Brücke nur 16 Kilometer zu betragen pflegt. Die Tunnelöffnungen sind so angelegt, daß sie mitten in den Geschäftsvierteln beider Städte ausmünden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.